Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 123

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Stadt schliesst ab + + **Die Securitas bewacht Postautos und die Türsteher achten nicht nur auf Kleider** + + Das Palace wird zum kulturellen Experiment und die EM findet nicht zuhause statt + + Weiter im Text: **Ein Stadtmensch wie aus dem Film, ein Stadtschreiber an der Bushaltestelle und Post aus einer geheimen Stadt**

STADTLEBEN

Die Welt ist rund 1
Bild: Florian Bachmann

Tagsüber markieren ihre Männer in Einkaufszentren und auf Schulhöfen Präsenz, nachts stehen sie vor Bars, Clubs, Kebapbuden – und neuerdings auch in Postautos. In St.Gallen halten private Sicherheitsfirmen verstärkt Einzug. Bloss: Worum kümmern die sich? Um das Alter der Nachtschwärmer? Um die Sauberkeit der Sitzpolster? Dass junge Ausländer vor der Tür bleiben? Saiten ging näher ran, wo andere Abstand nehmen.

von Thomas Knellwolf, Kaspar Surber und Florian Bachmann (Bild)

Natürlich möchte auch er lieber in den Ausbau des öffentlichen Verkehrs investieren als in die Sicherheit, sagt Jürg Eschenmoser im alten Stickereigebäude Pacific, wo unten die gelben Busse zum Hauptbahnhof abbiegen und oben das Postauto-Regionalzentrum St.Gallen-Appenzell domiziliert ist. «Doch ein bewaffneter Raubüberfall auf ein Postauto in Freidorf zu Beginn dieses Jahres hat das Fass zum Überlaufen gebracht. Um den Schutz der Fahrer und der Passagiere weiterhin gewährleisten zu können, bestand Handlungsbedarf.»

Seither begleiten am Wochenende je zwei Mitarbeiter des Ordnungsdienstes der Securitas die Abendkurse der Postautos – nicht in alle Richtungen, nicht zu jeder Stunde, aber augenfällig: Kampfstiefel, Pfefferspray, Schlagstock, das Tenue der Wachmänner spricht eine klare Sprache. Ebenso ihr Pflichtenheft. Für Ruhe und Ordnung zu sorgen, lautet der Auftrag, sprich: Präsenz markieren und bei Belästigungen einschreiten. Ursprünglich konnte die Patrouille auch bellen: Aus Platzgründen ist man vom Einsatz mit Schäferhunden allerdings wieder abgerückt.

Zwei Füchse, vier Füsse

«Die Forderung nach diesen Massnahmen erhoben nicht zuletzt die Chauffeure, die allein bei Nacht und Nebel unterwegs sind. Und sie kommt nicht von ungefähr: Im Kanton Schwyz und im Kanton Zürich kennt man eine solche Busbewachung schon länger», sagt der Leiter des Regionalzentrums. Die Massnahmen werden zur Erfolgskontrolle von einem Ausschuss aus Chauffeuren, Securitas und der Polizei begleitet. Die ersten Erfahrungen sind positiv: «In den Bussen ist Ruhe eingekehrt, kein Fahrgast hat sich beschwert», sagt Eschenmoser. Der Aufgabenbereich der Securitas wurde denn bereits ausgeweitet: Seit kurzem helfen sie auch bei den Billettkontrollen mit.

Wie Tag und Nacht sei der Unterschied zu früher, bestätigt der Postautochauffeur nach Arbon. Eine erste Frühlingsfreitagsnacht hat sich über den Bahnhofplatz gelegt, seit dem letzten Vollmond sind drei Tage verstrichen – da sollen die Leute jeweils besonders kirre sein. «Hier am Bahnhof ist es noch ruhig, die Schlimmen steigen erst am Marktplatz zu», meint der Steuermann. Auch dort bleibt es allerdings ruhig – und gleich wird's ganz still: Zwei Securitas steigen ein, einer bleibt vorne beim Fahrer, der andere postiert sich in der Mitte des Gelenkbusses. Die beiden beginnen mit einzelnen Fahrgästen freundlich-forsch ein Gespräch, die Stimmung im zur Hälfte besetzten Bus bleibt kühl. «Solange die uns in Ruhe lassen, lassen wir sie in Ruhe», meint ein Jugendlicher, der den Einsatz der Blaugekleideten grundsätzlich begrüsst. Übertrieben sei das, eine Geldverschwendung, urteilt ein zweiter.

Am Stadtrand steigen die Securitas aus, fahren mit dem nächsten Kurs zurück in die Stadt und weiter durchs kurvenreiche Martinstobel nach Eggersriet. Derweil zwei Füchse die Strasse kreuzen, berichtet auch hier der Chauffeur von positiven Erfahrungen, er fühle sich nun während der Arbeit sicher, der McDonalds-Müll sei weg, das Gejohle vorbei. Auch hier sind einige Fahrgäste anderer Mei-

nung, sie hätte früher auch zu später Stunde nie negative Erfahrungen gemacht, meint etwa eine ältere Frau. Und auch hier haben die Securitas wenig zu tun: Beim Ausstieg scheint der Mond auf die Post Eggersriet, ein paar Nachtbuben lassen ihre Töfflis heulen und die Securitas rapportieren, dass während der Fahrt zwei Passagiere ihre Schuhe aufs Polster hielten.

Zuwachs am Traggurt

Neu und ungewohnt ist die Überwachung der Postautos – doch sie ist das folgerichtige Glied in einer langen Kette zunehmender Überwachung des öffentlichen Raumes in St.Gallen: «Erst wurde auf dem Klosterhof patroulliert, dann auf drei Weiern, dann am Bahnhof, dann auf Schulhausplätzen, nun in den Bussen», erzählt ein langjähriger Mitarbeiter der Securitas. «Besonders eindrucksvoll lässt sich die Entwicklung an der Kleidung ablesen. Die Zeit der gebunden Krawatte ist vorbei: Die Ordnungspersonen tragen heute alle einen Kombi, bei dem man die Stiefel sieht. Einsätze ohne Funk sind selten geworden. Am Traggurt wurden nacheinander ein Werkzeug von Leatherman, eine Maglite-Taschenlampe, ein Schlagstock, ein Pfefferspray und schliesslich, als die Sprays allgemein verbreitet waren, auch ein Gegenmittel befestigt.» Die Wirksamkeit der Patrouillen beurteilt er kritisch: «Die Patrouillen dürfen wegen dem staatlichen Gewaltmonopol Personen nur festhalten bis die Polizei kommt, oder aber sie als verlängerter Arm des Grundeigentümers von einem Gelände wegweisen. Somit läuft die zunehmende Überwachung des öffentlichen Raumes auf eine Vertreibungspolitik hinaus: Vom einen Park zum nächsten.»

Die angesprochene Entwicklung bestätigt Securitas-Regionaldirektor Heinz Aeschbacher in seinem Büro am Oberen Graben. Der Ordnungsdienst, in den achtziger Jahren für den Einsatz an Sportveranstaltungen entstanden, nehme zu, nicht nur in der Stadt, sondern auch in den Gemeinden, etwa am See in Goldach, Romanshorn oder Kesswil. Als hätte es einen weiteren Beweis gebraucht, klingelt in diesem Moment das Telefon: Auch

toXic.fm 107.1

WENIGER WORTANTEIL...

RADIO AUF UKW 107.1 MHZ
KABEL 101.6 MHZ (SG,AR,AI) + 98.95 MHZ (TG)
WWW.TOXIC.FM

DEIN SOUND. DEIN SENDER. JETZT.

fabienne.daugaard@toxic.fm _ illu: efi.ch.tt

Stadt St. Gallen
Sportamt

BÄDERBUS DREILINDEN

Samstag 29. Mai bis Sonntag 29. August

Nur bei schönem Wetter. (Tel. 071 244 52 52 gibt Auskunft)

Montag bis Freitag

Abfahrt ab Bahnhof:	**Abfahrt ab Dreilinden:**
11.00 - 18.30 jede halbe Stunde	11.15 - 18.45 jede halbe Stunde

Samstag und Sonntag

Abfahrt ab Bahnhof:	**Abfahrt ab Dreilinden:**
09.30 - 18.30 jede halbe Stunde	09.45 - 18.45 jede halbe Stunde

MEDIALL

Fahrroute:
- Hauptbahnhof
- Markplatz
- Spisertor
- Schülerhaus
- Parkplatz Dreilindenstrasse
- Parkplatz Familienbad

Fahr mit! Der Umwelt zuliebe.

der Bahnhofplatz Frauenfeld soll diesen Sommer überwacht werden. Den grössten Umsatzzuwachs habe allerdings nicht der Ordnungsdienst zu verzeichnen, sondern der Logendienst am Empfang von Grossunternehmen, fügt Aeschbacher an.
Gemäss der Wirtschaftszeitung Bilanz erzielt der Schweizer Sicherheitsmarkt einen Jahresgesamtumsatz von 600 Millionen Franken, wobei der Schwerpunkt im technischen Bereich liegt. Der Marktanteil der Securitas in der Überwachung mit Personal wird allgemein auf zwei Drittel geschätzt. «Wer aber deshalb meint, die Branche boome, der irrt», sagt der Regionaldirektor, dem zwischen Schaffhausen und Chur 600 Mitarbeiter unterstellt sind, zwei Drittel davon in Teilzeit. Angesichts des Spardrucks von privaten Betrieben sei eine aktive Akquisition mit umfassenden Sicherheitskonzepten nötig, auch bei der öffentlichen Hand. Die Branche unterstehe zudem einem steten gesellschaftlichen und technischen Wandel. Einem Prinzip ist die beinahe hundertjährige Wach- und Schliessgesellschaft allerdings treu geblieben: Sie nimmt keine Aufträge mit bewusst sozialer Diskriminierung an. Ganz anders verhalten sich da kleinere Firmen, im Speziellen, wenn sie nachts Türen in der St.Galler Innenstadt bewachen.

Rassismus an der Türe

Im Gegensatz zu grösseren Städten wie Zürich oder Basel sind im St.Galler Nachtleben Sicherheitsleute nicht nur vor Discos omnipräsent, sondern auch vor Bars, Cafés oder gar vor dem stadtbekannten Kebapbrater Gazi. Das war nicht immer so. Bis vor zehn Jahren gab es lediglich vor wenigen Discos Eingangskontrollen. Mit den zunehmenden Patrouillen auf öffentlichem Grund nahmen auch die Türsteher zu.
Ein weiterer Gang durch eine Frühlingsnacht führt zur Bar Alhambra. Ihab Salame, ein Kasten von einem Mann, steht dort seit drei Jahren am Eingang und ist beliebt bei jenen, die er ins Lokal gelassen hat. Nett sei er und korrekt, sagen die Gäste. Ihab schaut, dass niemand passiert, der keine 21 Jahre alt oder stark besoffen ist. «Wir wollen Leute, die geniessen», erklärt der Libanese. Eine eben eingetretene junge Frau will nicht ins Gedränge und fragt, wieso ein Teil des vollen Lokales abgesperrt sei. «Der ist reserviert für V.I.P., very important people», sagt Ihab und versprüht Charme. Türsteher kennen drei Sorten Menschen: Wichtige (V.I.P), weniger wichtige (Gäste) und unwichtige (Nichtgäste).
Bei ihm würde ein Viertel nicht eingelassen, erklärt Muggi von der ‹S.C.O Security› auf die Frage nach der Anzahl Nichtgäste am Backstage-Eingang. «Seit 14 Jahren arbeite ich als Türsteher, und Aggressive und Alkoholisierte, die rein wollten, gab es immer.» Hinein käme aber seit jeher nur, wer sich anständig benehme. Wer unter zwanzig sei, habe ohnehin keine Chance. «Und wer schmuddelig oder schmutzig daher kommt, ebenso wenig.» Rein darf also, wer reich ist und schön und angepasst.
Der Rest der Wahrheit über das Türsteher-Regelwerk ist schliesslich auf der anderen Strassenseite beim Café Seeger zu erfahren. Weit und breit ist zwar niemand zu sehen, aber der Türsteher will keine Fragen beantworten, schon gar nicht danach, wer hier rein darf und wer nicht. Er werde vom Chef stark unter Druck gesetzt, heisst es. Nach dessen Geschmack lässt er zu viele rein, das senke das Niveau des Lokals. Einige Tage später ist Chef Mario Tomasini, der neben dem Seeger auch das Commercio besitzt, telefonisch zu erreichen:

Herr Tomasini, wer darf bei Ihnen ins Seeger rein?
Grundsätzlich alle, wenigstens alle Anständigen.
Wieviel Prozent werden abgewiesen?
Etwa zehn Prozent werden abgewiesen. Aber wer anständig, sauber, nicht betrunken ist, darf rein.
Gibt es ein Mindestalter?
Junge kommen schon gar nicht zu uns. Das Mindestalter beträgt 20 Jahre.
Wir haben gesehen, wie zwei Türken, anständig gekleidet, nicht betrunken, nicht eingelassen wurden, obwohl das Lokal nicht voll war. Was sagen Sie dazu?
Schreiben Sie: Jugos, Türken und Araber werden nicht reingelassen. Und Nigerianer und Leute aus Sierra Leone auch nicht.
Finden Sie ihre Regeln nicht rassistisch?
Der Erfolg gibt uns recht. Bald werden wir auch beim Commercio einen Türsteher beschäftigen. Gemäss Gesetz dürfen wir zum Glück noch entscheiden, wen wir reinlassen.

Gemäss Gastgewerbegesetz sicherlich – aber besteht da nicht auch noch die Rassismusstrafnorm? Das scheint Tomasini egal zu sein. In den Ostschweizer Nächten versuchen seit Längerem Leute ihr unternehmerisches Glück, die es mit den gesetzlichen Bestimmungen nicht so genau nehmen. So hielt die St.Galler Kantonsregierung bereits 1979 – damals in Bezug auf Privatdetektive – fest: «Der Ruf nach vermehrter Sicherheit hat diesem Berufszweig in den letzten Jahren grossen Auftrieb gegeben. Gleichzeitig musste festgestellt werden, dass in diesem Geschäftszweig auch Leute ihr Glück versuchen, die hinsichtlich ihres Vorlebens und ihrer fachlichen Qualifikation auch geringen Ansprüchen nicht zu genügen vermögen.» In ihrem jüngsten Bericht zur «Inneren Sicherheit im Kanton St. Gallen» ergänzt die Regierung: «Analoges ist inzwischen bei privaten Sicherheitsfirmen festzustellen.» Seitdem der grosse Rat im vergangenen Mai diesen Bericht absegnet hat, unterstehen private Sicherheitsfimen einer Bewilligungspflicht. Die Frage, ob ein paar schwarze Schafe der Branche, die tatsächliche Kriminalität oder der von der Regierung konstatierte «Boom der Sicherheitsproduktion» das Problem sind, bleibt allerdings auch danach offen – nicht länger offen bleibt augenscheinlich St.Gallen: Ein Überfall passiert, fortan werden auch Schuhe kontrolliert. Soziale Schranken werden aufgebaut, andersartige Menschen weggeschickt. Eine Stadt schliesst ab.

Lesen Sie im nächsten Saiten: **Schöne neue Stadt – wie der Sicherheitswahn die urbane Welt diszipliniert.** Theoretische Überlegungen zur Überwachung des öffentlichen Raums. Und ein paar praktische Ideen dagegen.

ZEIT FÜR **EXPERIMENTE**

Die Würfel sind gefallen, die Phase nostalgischer Rückblenden scheint vorbei: Nach der Auswertung des Ideenwettbewerbs hat sich der St.Galler Stadtrat entschieden, das Palace der freien Kulturszene zur Verfügung zu stellen. Doch nicht nur die ausgewählten Projekte wittern Morgenluft – auch die übrigen Kulturlokale der Stadt wollen sich mit Veränderungen profilieren. **von Andreas Kneubühler**

Die Pessimisten hatten unrecht. Aus dem Palace wird nicht «sowieso nüt», wie viele unkten, kaum hatte die Stadt den Kauf des Kinos bekannt gegeben. Zugegeben, zuerst drohte die Neukonzeption in eine Unstandskrämerei zu münden, der Fahrplan der Stadt schien die Zeit bis zur Neueröffnung etwas gar arg zu zerdehnen und es brauchte einiges Rätselraten, bis endlich klar wurde, wie denn das Auswahl-Prozedere aussehen wird. Doch inzwischen hat sich der konzeptionelle Nebel verzogen und siehe da: «The Future looks bright.»

Ein Haus mit Ausstrahlung

Der Stadtrat hat drei Projekte ausgewählt (siehe unten), deren Hintermänner und Frauen sich nun zusammenraufen müssen, um dann ein gemeinsames Konzept zu lancieren. Das wird nicht einfach. Trotz der Ähnlichkeiten der Projekte gebe es einige Punkte, die geklärt werden müssten, stellt der Kulturbeauftragte André Gunz fest. Für Umbau und Subventionen – die Jury geht von mindestens 250 000 Franken jährlich aus – braucht es zudem Entscheide von Stadt- und Gemeinderat. Gunz schwebt ein Haus für die freie Szene vor, das sich durch eine Vielfalt im Programm und eine breite Akzeptanz auszeichnet. Auf die künftigen Macher wartet also zuerst die politische und praktische Knochenarbeit – immerhin will die Stadt Rückendeckung geben und spricht von einem «kulturellen Experiment».

Der Anspruch, der sich in den Siegerkonzepten nachlesen lässt, ist klar: Das Palace soll in der Kulturszene zu einem Begriff werden, wie das Casinotheater in Winterthur oder die Poolbar in Feldkirch: ein Haus mit Ausstrahlung und klarem Profil. Doch das Gebäude mit dem schönsten Kinosaal muss sich zuerst in das städtische Kulturangebot einfügen, sich seinen Platz erkämpfen. Veränderungen gibt es nämlich auch bei den etablierten Kulturinstitutionen, zu erwarten ist eine generelle Belebung und Angebotsverdichtung im St.Galler Veranstaltungskalender.

Aufbruch allerorten

Bewegen wird sich die Grabenhalle. Der Jubiläumsmonat hat einiges ausgelöst. Die Diskussion über das Feedback beginne zwar erst, erklärt Dani Steuri von der Programmgruppe Grabenhalle. «Es wird aber sicher so sein, dass wir künftig das Programm mehr in die Hand nehmen.» Nachgedacht werde auch über eine Hallenbeiz, die jeweils am Mittwoch geöffnet sein könnte. Es gebe momentan «einigen Schub», stellt Steuri fest. Und: Man werde sich zwischen Palace und Kugl profilieren müssen. Die Richtung scheint klar: «Wir sind immer noch die beste Musikhalle in St.Gallen.»

Am 6. Mai hat im alten Güterbahnhof mit dem Kugl das jüngste St. Galler Konzertlokal seine Türen geöffnet. Noch ist nicht absehbar, ob sich daraus Ergänzung oder Konkurrenz zur Grabenhalle entwickelt. Das noch etwas wenig inspirierte Mai-Programm muss nicht Massstab bleiben. Klar ist der kommerzielle Anspruch. Aber man will auch Platz bieten für Kultur, die in der Stadt bis anhin auf Raumsuche war. «Ob uns der Spagat zwischen dem kulturellen Anspruch und der kommerziellen Rentabilität gelingt, ob also an einem Abend eine Hochzeit und am zweiten eine verruchte Elektroparty stattfinden kann – wir werden es versuchen», sagt Kaspar Enz von der Projektum Gmbh.

Ein neues Konzept gibt es aber auch für den klassischen Ort für Kleinkunst, die Kellerbühne. Der neue Leiter Matthias Peter startet im September mit einem breit gefächerten Programm, das mit Auftritten von Göldin, Bit-Tuner oder Greis neue Akzente setzt. Alte Bekannte werden weiterhin im Kellergewölbe auftreten, wie auch Künstler, die noch nie in St.Gallen waren. Für sie soll die Kellerbühne wieder der wichtigste Gastspielort in St.Gallen werden, betont Peter. Er könne sich aber gut vorstellen, dass er «mit dem Palace eng zusammenarbeite». Schliesslich gebe es Produktionen, die besser in die Kellerbühne und solche, die eher ins grössere Palace passten.

DIE AUSGEWÄHLTEN PROJEKTE

Freie Szene: Das Palace wird von der freien Szene ganz selbstverständlich in den Tourneeplan aufgenommen. Im Programm finden Kabarett, Comedy, Varieté, Tanz, Chanson, Literatur sowie World Music und vergleichbare Musikformen Platz. Im Restaurant, im ersten Obergeschoss, treffen sich Kulturtätige und Interessierte. Jährlich gibt es 130 Veranstaltungen.
Initianten: Hans-Ruedi Beck, Roberto Bertozzi, Thomas Freydl, Lukas Hofstetter, Veit Rausch, Martin Richiger, Paul Seelhofer, Piero Stinelli.

Literatur-Palace: Geplant ist keine Mehrzweckhalle, sondern ein Literatur-Palace mit einem eigenen, unverwechselbaren Profil, in dem sämtliche literarische Formen möglich sind: Mündliche Erzählung, Buch, Lied, Film, szenische Formen. Geplant ist eine lebendige publikumsorientierte Programmgestaltung. Im Palace könnte künftig auch der Literaturclub von SFDRS stattfinden.
Initanten: Peter Dörflinger, Adrian Riklin

Frohegg: Das Palace als «Institut für östliche Angelegenheiten» soll möglichst rasch mit einer Aufwärmphase in Betrieb genommen werden. Die Bühne soll lokalen Helden wie «Superstecher», grossen Vorbildern wie «Element of Crime» oder für Lesungen von «Parfin de Siècle» offen stehen und ein breites Spektrum bieten. Ein eigenständiger Gastronomiebetrieb gehört dazu, geträumt wird von einem Park zwischen Palace und Grabenhalle – dort, wo jetzt die Parkplätze sind.
Initianten: Philipp Bachmann, Manuel Gmür, Etrit Hasler, Rita und Martin Kappenthuler, Manuel Stahlberger, Kaspar Surber, Rafael Tschirky, Fränzi Wüst

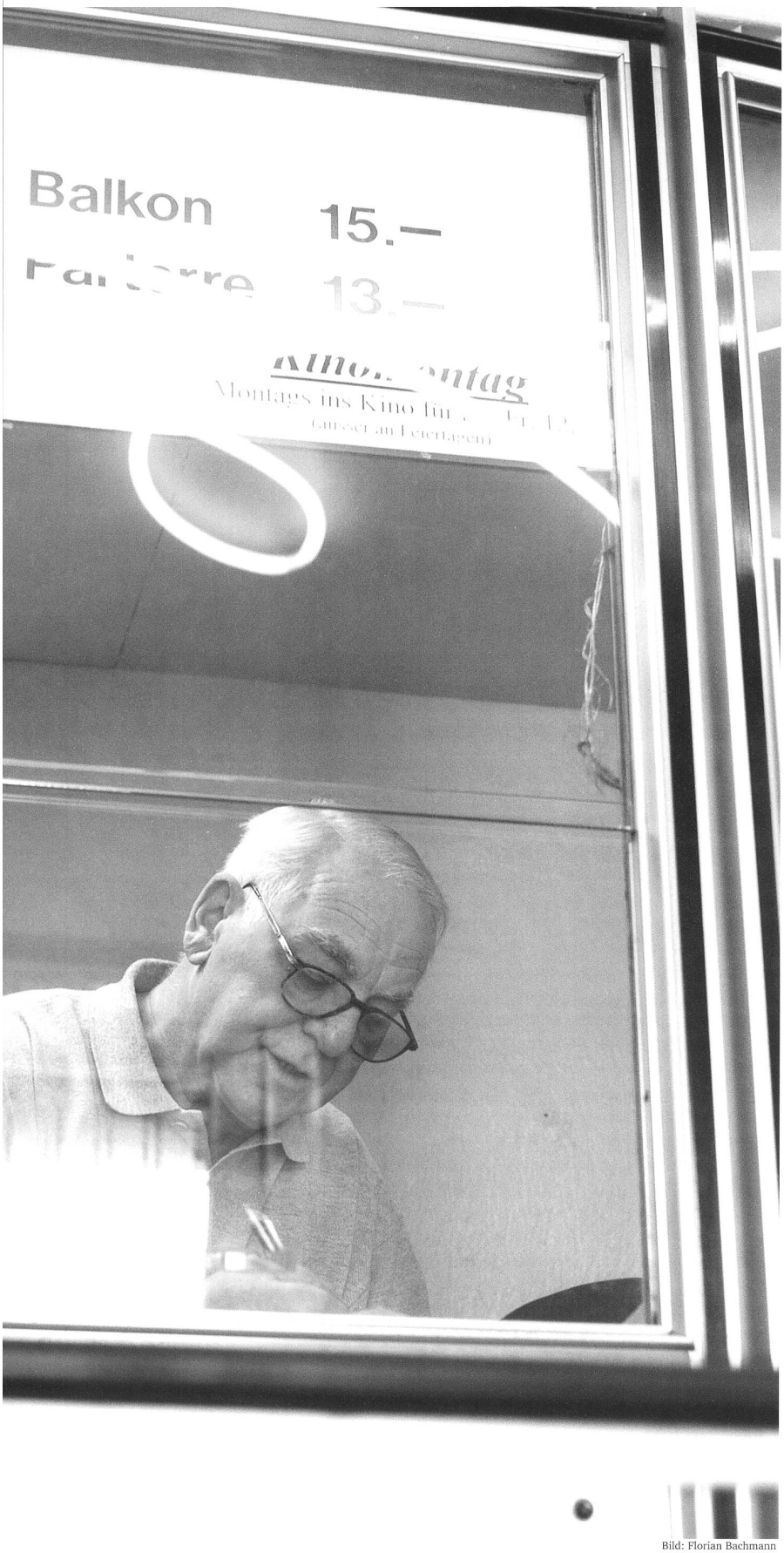


Bild: Florian Bachmann

LETZTE TAGE
FÜR DEN OPERATEUR

von Harry Rosenbaum

«Letzte Tage» – so heisst es in den Zeitungsannoncen, bevor ein Film aus dem Programm genommen wird, weil das interessierte Publikum ihn schon weitgehend gesehen hat. «Letzte Tage» jetzt für das St.Galler Cinema Palace, weil die Stadt, die das Haus gekauft hat, eine andere Nutzung vorsieht. – «Letzte Tage» auch für Hansueli Lenggenhager, 64, der im Palace neun Jahre lang der Tätschmeister war.

«Ausser Putzen mache ich hier alles», sagt Lenggenhager und meint die vielen Dinge zwischen dem Glaskasten, wo er die Billette verkauft und dem Kabäuschen, wo er als Operateur die Filme vorführt. Dazu gehören Kundenkontakte, telefonische Platzreservationen, in den Pausen Erfrischungen verkaufen und jede einzelne Filmvorführung seriös vorbereiten. «Hudeln liegt nicht drin. Bei einer Panne bleibt eh alles an mir hängen. Die Verantwortung dafür kann ich ja keinem zuschieben», sagt der Allrounder.

Zum Kino gekommen ist der gebürtige Frauenfelder über ein «Beziehungsdelikt», wie er es ausdrückt. Zusammen mit Palace-Besitzer Franz A. Brüni ging er zur Schule. Als der Jugendfreund einen Betriebsleiter für das Kino suchte, war Lenggenhager sein Mann. «Die technischen Voraussetzungen brachte ich mit, und das andere traute ich mir einfach zu», sagt der gelernte Radio- und Fernsehelektriker. Nach der Berufslehre arbeitete er bei IBM in der Digitaltechnik und führte später ein eigenes Unternehmen für Steuerungstechnik.

Selber apostrophiert er sich als Mensch mit technischem Sachverstand. Im Gespräch kommt aber auch eine philosophisch-witzige Seite zum Vorschein. Vielleicht hat das Geschehen auf der Leinwand auf sein Gemüt abgefärbt. Als Spartenkino zeigt das Palace vorwiegend Independent-Produktionen ausserhalb des Mainstreams: ruhige, nachdenkliche und persiflierende Filme. Demzufolge ist das Publikum auch eher ein intellektuelles. «Leute eben, die während der Vorführungen kein Popkorn knabbern», bemerkt der Palace-Tätschmeister. Diese klassische Kinonahrung fehlt denn auch an der Kasse. Der Puffmais ist im Palace aber nicht verboten. Wer darauf herumkauen will, muss sich die Tüte nebenan im Kino Rex holen.

Ist noch etwas übrig geblieben von der Romantik des Filmevorführens, wie sie im italienischen Nostalgie-Streifen ‹Cinema Paradiso› gezeigt wird? – «Nein, das ist vorbei. Das war lange vor meiner Zeit», meint Lenggenhager. Die Arbeit des Operateurs sei heute eine sehr technische Sache. Trotzdem, der Tätschmeister im Palace wirft auch immer ein kritisches Auge auf die Filmkunst: «Ich merke schnell, wenn eine Szene nicht optimal ausgeleuchtet ist oder beim Schneiden Patzer unterlaufen sind.»

Wenn er die Chance hätte, nochmals auf die Welt zu kommen, würde dann aus Hansueli Lenggenhager ein Filmregisseur? Das glaube er nicht. Er sei so stark technisch interessiert, dass auch für ein zweites Leben etwas davon übrig bliebe und er wohl wieder einen technischen Beruf ergreifen würde. – Was ist, wenn der allerletzte Film über die Leinwand des Palace geflimmert ist und das Kino endgültig schliesst? «Vielleicht gehe ich dann in Pension oder arbeite an anderer Stelle im Unternehmen weiter», sagt Lenggenhager. «Mit meinem Chef habe ich darüber noch gar nicht gesprochen.»

BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

BRÖTLI, KUECHE
ODER SCHNECK, DÄ
GSCHWEND ISCH
ÜSEN LIEBLINGSBECK.

GSCHWEND

BÄCKEREI KONDITOREI RESTAURANT CAFÉ

GOLIATHGASSE 7 | 9004 ST.GALLEN | T 071 228 66 77
CAFE.GSCHWEND@STGALLEN.COM

CHINAMED®

Rückenschmerzen ?

Kopfschmerzen ?

Verdauungsbeschwerden ?

Nervosität ?

Ihr Weg zur Gesundheit und mehr Lebensqualität

Akupunktur

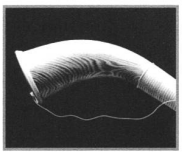
Tui Na Massage

Kräutertherapie

CHINAMED Zentrum St. Gallen
Rorschacherstr. 186 · Telefon 071 246 00 23
www.chinamed.ch

MIGROS Kulturprozent ■ MUSIQUES ■ ■ SUISSES

ALPENTÖNE
Ein Querschnitt durch das Festival '03



■ MUSIQUES
■ ■ SUISSES

CD 6208

Totschna: «Suworoff – Marsch»
Lager
Nikita Pfister mit Montferrine
La Mi-Été
Michel Godard: «Die Schwarze Madonna (Einsiedeln – Codex 121)»
Ecce virgo
Le feu et l'eau
Roland von Flüe mit Ribi Orchester: «Alpine Jazz Suite»
Chilbi
Mike und Kate Westbrook: «Turner in Uri»
Jelly House
Shirley Anne Hofmann: «Euphoria»
Euro Cha Cha Cha
Alpenroeseli
Patricia Draeger: «Röseligarten»
Schönste Obestärn
Peter Waters: «Songlines»
Von Gonten nach Hundwilerhöhe I
Von Gonten nach Hundwilerhöhe II
Strepitz: «Suns Naturai»
Traditionell

AUSSEN ROT UND INNEN WEISS

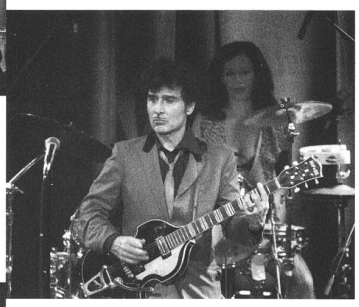
Fünf Monate lang hat Saiten zu Abendgesprächen über das Thema Widerstand geladen, begleitet jeweils von Wortmeldungen der Gäste im Heft. Nächste Abendgespräche gibt's voraussichtlich erst wieder im Herbst – bis dahin sollen an dieser Stelle Wortmeldungen zum kulturpolitischen Geschehen erscheinen. Den Anfang macht WOZ-Redaktorin Bettina Dyttrich mit einem Rückblick auf das Podiumsgespräch zur Zukunft der Grabenhalle am 25. April.

Die Grabenhalle ist aussen rot und innen weiss. Keine Kritzelei, kein Strich, kein Plakat. Es gibt in der ganzen Schweiz keine Konzerthalle, die so aussieht. Es ist nicht zum Aushalten, es wirkt so unglaublich neurotisch clean. Ihr werdet sagen, das sei ja nur die Hülle, aber die Hülle sagt immer sehr viel aus über den Inhalt. In dieser Hinsicht gebe ich Dani Göldin auf dem Podium Recht: Wenn etwas tot ist, sollst du auch «tot» sagen. Es gibt keine Verpflichtung, in toten Räumen konstruktiv zu sein.

Es gab von Anfang an ein Verständigungsproblem. Die einen redeten, zumindest teilweise, von wirklich relevanten Dingen, von ihren Lebenszusammenhängen, von Politik und Kultur und dem Leben in dieser Stadt, die anderen hauptsächlich davon, wie die Grabenhalle möglichst gut zu verkaufen und zu füllen sei. Man hätte meinen können, der Titel der Veranstaltung sei «Kulturmanagement und Raumvermarktung».
Als einer aus dem Publikum wissen wollte, warum eigentlich vom Rümpeltum niemand eingeladen worden war, wurde er von einem Podiumsteilnehmer (ich glaube, es war Daniel Steuri) regelrecht angefahren: «Wir können jetzt auch den ganzen Abend darüber diskutieren, warum wer eingeladen wurde und wer nicht.» Woher kam diese Aggression? Warum wurde nicht offen diskutiert? Ich als Aussenstehende merkte nur, dass offensichtlich grosse Spannungen da sind, die nicht thematisiert werden.

Wenn ich Saiten lese, habe ich immer wieder den Eindruck, dass «die Provinz» auch eine Kraft ist, dass hier Dinge entstehen, die in Metropolen nicht entstehen würden. Nur schon weil die Verzettelung kleiner ist und die Möglichkeit, konzentriert zu arbeiten, grösser. In der Diskussion war von einem «Provinz-Selbstbewusstsein» aber gar nichts zu spüren. Georg Gatsas behauptete tatsächlich, «richtig guter Rock» entstehe nur in den Metropolen. Himmel. Und sein hyperaktiver Kollege Lukas Hofstetter warf mit «Clubszene, London, Berlin, Zürich» um sich.

Was ich schliesslich gar nicht ertrug, war Sabin Schreibers Satz, in den achtziger Jahren seien die Feinde eben klar gewesen; es sei heute viel schwieriger, klare Feinde zu finden. Ich habe diese Aussage in den letzten Jahren immer wieder gehört, als vor vier Jahren überall der 80er-Unruhen gedacht wurde und so weiter, und ich mag sie nicht mehr hören. Hört doch auf. Es ist vielleicht schwieriger, Aufmerksamkeit zu erregen. 1980 reichte es, die Hosen runterzulassen, und alle Bürger schrien auf. Heute werden die Hosen im Zürcher Schauspielhaus und an der Streetparade runtergelassen. Die Liberalen haben gewonnen, weil sie auch noch das vermarkten, worüber die Konservativen empört waren.



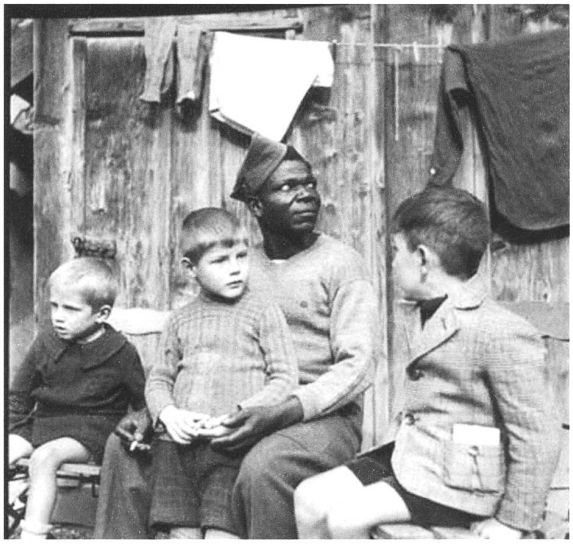
In der Pause ging ich dieser unerträglich sauberen Grabenhallenfassade nach, und ganz zuhinterst klebte ein einziges kleines Flugblatt, das zum Widerstand gegen den geplanten Abriss des wunderschönen Quartiers hinter dem Bahnhof und gegen Zerstörung von Wohnraum generell aufrief. Die Firma heisst HRS oder so ähnlich. Warum wird darüber in der Grabenhalle nicht geredet?
Und keine Feinde nochmals, wenn ihr die Augen zumacht und nur die Kulturpolitik-Verantwortlichen in St. Gallen anschaut, stimmt es vielleicht. Das weiss ich nicht. Natürlich ist auch da alles liberaler, niemand würde heute mehr bezweifeln, dass Popmusik zur Kultur gehört, wie damals der Zürcher Stadtpräsident. Aber ging es 1980 etwa nur darum? Von Bundesrat Blocher bis hinunter zum Lehrmeister, der seinen Lehrling wie Dreck behandelt, weil er genau weiss, dass noch zehn andere die Lehrstelle nehmen würden, gibt es doch mindestens so viele Feinde wie vor zwanzig Jahren! Fragt einmal die Leute, die am 24. Januar in Landquart zusammengeknüppelt wurden, nach Feinden! Oder ist das zu weit weg?

Bettina Dyttrich, 1979, kam früher manchmal in die Grabenhalle, konnte die Konzerte aber nie fertig schauen, weil der letzte Zug nach Wil um 23.26 fuhr. Lebt heute in Winterthur und schreibt u. a. für die Wochenzeitung WOZ.

Die Bilder sind während dem Grabenhallejubiläum entstanden.

EINE GENERATION ERINNERT SICH

Die Ausstellung ‹L'Histoire c'est moi› zeigt die Schweiz während des Zweiten Weltkrieges aus vielfältiger Perspektive. 555 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen ihre Erinnerungen an diese Epoche, zurzeit im historischen Museum St.Gallen. **von Sabina Brunnschweiler**



US-Soldat im Internierlenlager Ganterschwil Bild: Paul Senn

Es gibt nicht viel Aktion in den Filmsequenzen der Ausstellung ‹L'Histoire c'est moi›. Die Inszenierung der Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges ist denkbar einfach. Sie sitzen am Küchentisch, vor dem Bücherregal im Arbeitszimmer, auf dem Sofa oder im Schaukelstuhl. Und eine einmal gewählte Einstellung ändert sich während des Gespräches kaum.
Diese Einfachheit ermöglicht die Konzentration auf das Wesentliche: auf die Besonderheiten der einzelnen Personen. Sie reden langsam, bestimmt oder hastig. Sie verwerfen die Hände, werden verlegen oder verlieren den Faden. Sie lachen, ärgern sich oder weinen. Sie sind energisch, zögerlich, loben oder fluchen. Und vor allem haben sie alle eine Geschichte zu erzählen.

Archiv der Aktivdienstgeneration

Die Menschen im Mittelpunkt der Ausstellung sind dem Aufruf des Vereins ‹Archimob› gefolgt und haben ihre Erinnerungen an die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs auf Videoband aufzeichnen lassen. Sie sind 555 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus allen Regionen der Schweiz. Archimob steht für «Archives de la mobilisation». «La mobilisation» – in der Romandie oft verkürzt «mob» genannt – ist das welsche Gegenstück zum deutschweizerischen Begriff «Aktivdienst».
Als der Lausanner Filmemacher Frédéric Gonseth 1998 den Verein Archimob gründete, war die Schweiz gerade von einer grossen Geschichtsdebatte bewegt worden – ausgelöst von einer vor allem ausländischen Kritik am Verhalten der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges. Seit Mitte der neunziger Jahre wurden plötzlich Dinge thematisiert, für die sich bisher kaum jemand interessiert hatte.
Ein halbes Jahrhundert lang hatte die Schweiz als neutrale und humanitäre Insel gegolten, entschlossen zum Widerstand gegen das Dritte Reich. Das Land gehörte nach Ende des Krieges weder zu den Verlierern noch zu den Siegern. Für viele galt jedoch als grosser Sieg, dass die Schweiz nicht am Krieg beteiligt gewesen war. Es wurde lange Zeit kaum hinterfragt, unter welchen Umständen diese Leistung gelungen war. «Dieses Geheimnis wollten wir nicht mit der Aktivdienstgeneration sterben lassen», erklärte Frédéric Gonseth an der Eröffnung der Ausstellung im historischen Museum St.Gallen. Das primäre Ziel von Archimob war, die Erinnerungen der Generation, die den Krieg noch miterlebt hatte, aufzunehmen und zu archivieren – und so für die Nachwelt zu erhalten und zugänglich zu machen.

Ausweitung des Blickwinkels

Die meisten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen haben sich aufgrund von Aufrufen in Presse, Radio und Fernsehen aus eigenem Antrieb bei Archimob gemeldet. Die Interviews orientierten sich an den Lebensgeschichten der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Einerseits wurden sie gebeten, frei ihre Erinnerungen an die Kriegszeit zu erzählen, andererseits wurden aber auch gezielt Fragen gestellt, damit eine Vergleichbarkeit der Interviews untereinander gewährleistet war.
Die Geschichtswissenschaft, welche die mündliche Überlieferung von Erinnerungen in den Mittelpunkt stellt, wird «Oral History» genannt, oder einfach «mündliche Geschichte». Erinnerungen haben jedoch ihre Tücken. Verwechslungen, Auslassungen, Retuschen an unangenehmen Details kommen vor. Der Blick der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auf die Vorgänge des Zweiten Weltkrieges soll gemäss Archimob die Arbeit der Historikerinnen und Historiker denn auch nicht ersetzen, aber er ergänzt deren Bild und verfeinert es. Viele der interviewten Personen gehören nicht zu jenen Teilen der Gesellschaft, deren autobiografische Zeugnisse in die Öffentlichkeit gelangen. Ihre Erzählungen ermöglichen somit eine Ausweitung des historischen Blickfeldes.

Kino der Erinnerungen

Archimob hat eine riesige Datenbank an Erinnerungen angelegt. Es sind insgesamt rund tausend Interviewstunden. Bereits sind aus dem vorhandenen Material zwei Bücher entstanden, eines in der Romandie und eines in der Deutschschweiz. Verschiedene Schweizer Dokumentarfilmer haben zudem aus der Materialfülle und weiterem Filmmaterial zwanzig Fernsehfilme von je fünfzehn Minuten Dauer produziert. Sie werden im nächsten Frühjahr im Schweizer Fernsehen ausgestrahlt und können in einem separaten Raum auch an der Ausstellung ‹L'Histoire c'est moi› angeschaut werden.
Im Mittelpunkt dieser Ausstellung stehen jedoch 64 Filmsequenzen, die ausschliesslich aus Ausschnitten der Zeitzeugeninterviews bestehen und diese zu dichten Kurzfilmen verbinden. Der Hauptraum der Aus-

stellung besteht aus einem interaktiven Kino. Hier können die Besucherinnen und Besucher mittels Knopfdruck auswählen, zu welchem Thema sie solche Filmsequenzen anschauen wollen.
Über das Thema «Krieg» und das Unterthema «Der Krieg in der Schweiz» gelangt man etwa zur Filmsequenz mit dem Titel «Die Schweiz im Dunkeln»: Im November 1940 erliess General Henri Guisan die Anweisung, jeweils ab 20 Uhr das ganze Land zu verdunkeln. Der Entscheid dazu kam auf deutschen Druck hin zustande, um englischen Fliegern die Navigation zu erschweren. «Es war bedrückend, abends durch eine Stadt zu gehen, wo es kein gewohntes Licht mehr gab», meint ein Zeitzeuge. Ein anderer: «Vor allem die Frauen hatten Angst. Es gab durchhaus panische Reaktionen.» Darauf erzählt eine Zeugin, wie sie im Dunkeln von einem Unbekannten verfolgt und erst in letzter Minute von Soldaten gerettet worden sei. Hingegen kommt auch eine Frau zu Wort, die sich gern an die verdunkelten Strassen erinnert: «Wenn es Mondschein hatte, war es unverschämt schön.» Sie beschreibt die Stimmung als «märchenhaft». Und schliesslich strahlt ein Zeuge sogar übers ganze Gesicht. Er erzählt von regelmässigen Opernbesuchen; als Schüler habe er damals «saubillig» Tickets erhalten können. In Erinnerung sind ihm aber vor allem die Heimwege im verdunkelten Zürich geblieben – mit dem «Schulschatz»: «Niemand sah uns, und es war schön.»

Vielfältige Antwort

Die 64 kurzen Filme der Ausstellung zeigen im grossen Ganzen vor allem eines: die Vielfalt der Schweizer Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg. Den Besucherinnen und Besuchern wird bald klar, dass es mehr als nur eine Antwort gibt auf die Frage, wie es wirklich war. Eine Einsicht, die aus der Ausstellung gewonnen werden kann, ist also sicher diese, dass die viel beschworene «Aktivdienstgeneration» als homogene Gruppe nicht existiert. In den Filmsequenzen kommen sehr unterschiedliche, zum Teil sehr reflektierte, zum Teil auch sehr widersprüchliche Menschen zu Wort, deren Lebensgeschichten und Ansichten sich stark voneinander unterscheiden.

Die Wanderausstellung ‹**L'Histoire c'est moi. 555 Versionen der Schweizer Geschichte 1939-1945. Eine multimediale Ausstellung**› ist noch bis zum 19. September im Historischen Museum St.Gallen zu Gast.

Internationales Veteranentreffen

Das Historische Museum St.Gallen lädt am 2. Juni ab 14 Uhr Menschen, die den Zweiten Weltkrieg in der Schweiz miterlebt haben, zum Austausch von Erinnerungen ein. Kennzeichnend für die Erfahrungen vieler Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus der Region ist die Nähe zur deutschen Grenze. Aus dieser Überlegung heraus hat Museumsdirektor Daniel Studer zu diesem Treffen auch Zeitgenossen aus benachbarten deutschen Gemeinden eingeladen. Um 15 Uhr ist ein Gespräch mit den Archimob-Ausstellungsmachern David Bernet und Thomas Gull geplant. Die Türen des Museums stehen an diesem Nachmittag allen Interessierten zum Zuhören und Mitreden offen, auch denjenigen, die den Zweiten Weltkrieg nicht aus eigener Erfahrung kennen.

St. Galler Beitrag

Unabhängig vom Verein Archimob haben auch die beiden St.Galler Cornel Dora und Paul Oberholzer mit in der Region wohnhaften Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs Interviews durchgeführt. Diese Gespräche fanden im Rahmen einer Studie statt, die im Auftrag der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz das Verhalten der katholischen Kirche während der nationalsozialistischen Bedrohung untersuchte. Die Berichte der fünfzehn interviewten Personen hat Paul Oberholzer als kleines Büchlein in der Reihe Publikationen aus dem Stadtarchiv (Vadiana) herausgegeben: ‹Wie erinnern sich junge Menschen totalitären Ideologien. Ältere Ostschweizer erinnern sich an die Zeit des Zweiten Weltkrieges›.

WO ST.GALLEN RECHNET. Wie sieht eigentlich die Generalversammlung einer Fussball-AG aus? Wie diejenige der Kantonalbank, wenn sie der FCSG organisiert. 1500 Aktionäre sitzen am 30. April auf Plastikstühlen in der Olmahalle und starren auf ein Podium mit grünen Namenstafeln und überraschenderweise Franz Peter Oesch, Verwaltungsratspräsident der St.Galler Kantonalbank. Das löste natürlich bei Mehrfachaktien-Besitzern ein Déjà-vu aus, denn die GV der KB ist gerade erst zwei Tage her. Oesch ist aber nur als juristischer Berater dabei. Der FC hat von der Bank das Mobiliar übernommen und auch gleich den Umgangston. «Werte Aktionäre», tönt beispielsweise Andy Egli, aber der ist ja jetzt auch CEO einer Fussball-AG. Die Espenmoos-Stimmung ist weit weg. Die Aktienbesitzer haben die Fanutensilien zu Hause gelassen, nur vereinzelte grüne Schals sind auszumachen. An der Videowand werden «Milestones» erläutert und Bilanzen gezeigt. Einige Zahlen erstaunen. So bezahlt die AG dem Verein für die Spielerrechte bloss 750 000. Armer FC denkt man, hat nichts und bald geht auch noch Barnetta. «In einer Saison ohne ausserordentliche Erträge bleiben 1,2 Mio. Franken offen», warnt der neue Finanzchef. Man nimmts zur Kenntnis. Für irgendwas gibt es ja jetzt das Aktienkapital. Doch dann wird für die nächste Saison ein Minus von 738 000 budgetiert. Wie das? «Da steckt viel Ehrgeiz drin», heisst es lediglich dazu. Kurz vor Schluss verlassen die ersten die Olmahalle. Draussen warten Gratisbratwürste. Ach ja, die Fussballabteilung war auch noch Thema. Trainer Heinz Peischl bedankte sich per Videoeinspielung bei den Fans für die «wohlwollende Unterstützung». Ein Lächeln will ihm partout nicht gelingen. Der Applaus fällt entsprechend lau aus. Das wäre bei Koller anders gewesen. Sehr sachlich, geschäftsmässig wars, und als der Verwaltungsratspräsident am Schluss bei seinem «Hopp San Gallä, let's party» doch noch leicht euphorisiert klingt, war dies wohl vor allem auf die Erleichterung über den überstanden Anlass zurückzuführen. (akn.)

WOHIN ST.GALLEN ZÜGELT. Ein Jahr genau ist es her, dass die Stimmberechtigten der Stadt St.Gallen Moby bachab schickten: Kein Erweiterungsbau fürs Kunstmuseum im Stadtpark, entschied das Volk. Nun hat die Debatte erneut eingesetzt: «Drei Museen, drei Häuser» lautet dabei das realistische Motto. Der Stiftungsrat der St.Galler Museen schlägt in einem Bericht an den Stadtrat vor, dass das Naturmuseum aus dem Kunkler-Bau am Stadtparkrand auszieht und das Haus mit seinem atmosphärischen Oberlichtsaal der Kunst allein überlässt. Als möglicher neuer Standort fürs Naturmuseum wird dabei der botanische Garten gehandelt. Diese neueste Meldung wirft nun doch ein paar Fragen auf, einmal abgesehen davon, wo Ayse Erkmen in Zukunft ihre Kuckucksuhren aufzieht: Zum Beispiel die, warum die Kantonsregierung als eines der glanzvollen Projekte für den Fonds Zukunft St.Gallen ein neues Kunstmuseum ins Feld führt und der Stadtpräsident gleichzeitig den Neubau eines Naturmuseums propagiert. Oder die, was denn aus der Perspektive der Kunst mit der Lokremise passiert. Eine erste Antwort auf all die Fragen lieferten bereits die Kulturpolitiker vom Naturschutzverein: Auch eine neue Lösung darf den Stadtpark keinesfalls tangieren, meinen die postwendend. Ebenfalls zu Wort gemeldet hat sich eine anonyme Gruppe von Scherzkeksen, die im alten Romanshorner Hafenareal am 1. Mai ein Ostschweizer Kunstmuseum gegründet hat, mit der fiktiven Ausstellung ‹Der Mensch im leeren Raum› und dem schlagenden Argument, dass auf Seeseite 1000 freie Parkplätze zur Verfügung stehen. Auf weitere konstruktive Vorschläge zur Lösung der «Jahrhundertfrage» (St.Galler Tagblatt) darf man also durchaus gespannt sein. (ks.)

schaufenster

ein visuelles portrait der schule für gestaltung st.galle

30. juni bis 2. juli 04

mittwoch bis freitag 10 bis 12 uhr und 13.30 bis 19 uhr

loop-lounge

donnerstag 1. juli 04

ab 18 Uhr barbetrieb

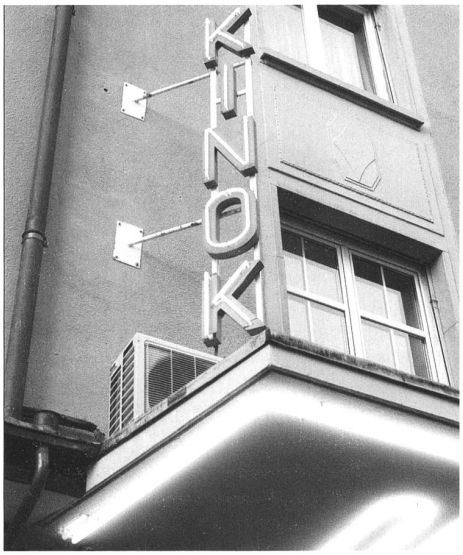
eine veranstaltung im rahmen der exex.akademie

exex@visarteost.ch | www.visarteost.ch

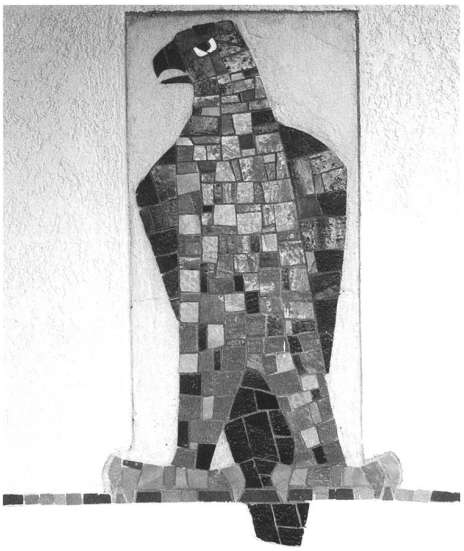
dekorationsgestalter
drucker | drucktechnologe
farbe-form-raum
fotofachangestellte | fotolaborant
gestalter
gestalterischer vorkurs erwachsene | jugendliche
gold- und silberschmied
grafiker
polygraf
steinbildhauer | steinhauer | steinmetz
typografischer gestalter
visueller gestalter

EUROPAMEISTER IM KLUBHAUS

Wenn am 12. Juni in Porto die Teams von Portugal und Griechenland ins Estádio do Dragão einlaufen, werden auch in St.Gallen die Gassen leer sein. Für all jene, welche die Spiele lieber nicht alleine auf dem Sofa verfolgen, nachfolgend drei Tipps fürs öffentliche Fussballerlebnis, einige Anekdoten und einige provisorische Resultate inklusive.



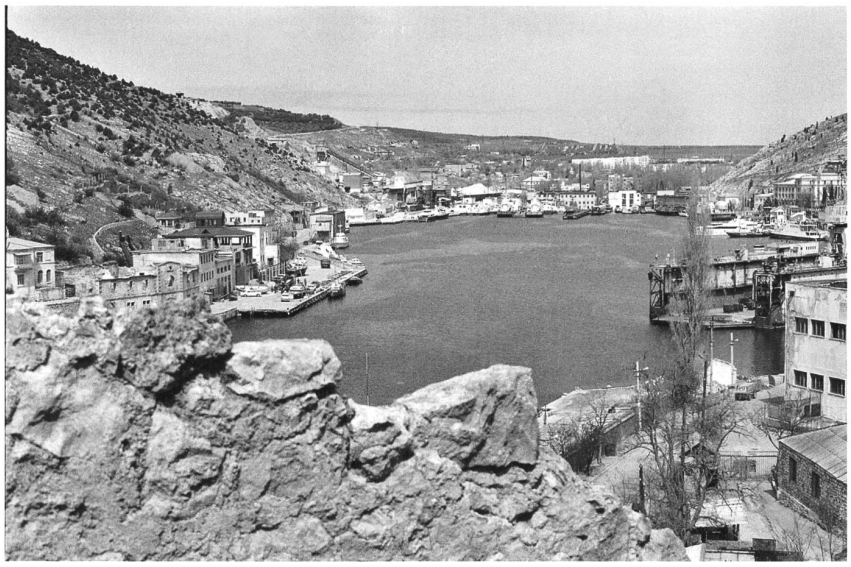
Traumtore im Kinok
Das beste Spiel einer Schweizer Nati habe ich im Kinok gesehen. Schweiz-Rumänien, WM 94. Es gab einen Freistoss, ich glaube, Bregy schoss ihn, und mein Freund von der Ostschweizer AZ ging nach vorn, um ein Foto von den Schweizer Fans im Alternativkino zu schiessen. Er erwischte genau den Moment, als der Ball sich dem Tor des Rumänien-Keepers näherte, als die ersten im Saal hochsprangen, andere noch im Sessel hockten mit erwartungsfrohem Blick und andere schon die Arme nach dem Nachbar ausstreckten. Wenn also irgendwo die schönsten Siege der Schweiz gezeigt werden, muss das angesichts des 4:1 gegen Rumänien, unterlegt mit meinen Freunden, die im dunkeln Saal jubeln, das Kinok sein.
Daniel Kehl



Abkühlung im Adler
Es muss ja nicht immer eine urbane Umgebung sein. Fussball, wo die Kirche noch im Dorf steht, gibt es im Restaurant Adler in St.Georgen zu sehen. Schliesslich spielt dieses Mal die Schweiz wieder mit, und da passt zu den Spielen gegen Kroatien, England und Frankreich durchaus auch wieder einmal eine etwas bürgerlichere Küche. Wirt und Fussballfan Wolfgang Schaflechner bietet zwei Fernseher in der Gaststube, die so aufgestellt werden, dass bestimmt alle Fussballfans freie Sicht auf den Monitor haben. Bei ausreichender Nachfrage und «wenn nicht grad das Dorffest stattfindet», kann aber Fussball auch grossflächig im Adlersaal gezeigt werden. «Die Leinwand ist schnell ausgerollt.» Besondere Qualität: Abkühlungsmöglichkeit im Dorfbrunnen, beispielsweise wenn Frei (nach dem Sieg gegen Kroatien) gegen England Chance um Chance nicht verwertet oder Italien wieder mal einen Halbfinal im Penaltyschiessen verliert und Baggios Nachfolger kürt.
Andreas Kneubühler

Pizza im Juve-Club, Rotwein im Klubhaus
Am besten schaut man sich Fussballspiele unter Landsleuten an: Für die Italienspiele schlage ich den Juventus Club (Helvetiastrasse 47a, im Herzen St.Fidens) vor. Nach dem Spiel gibts eine Pizza mit scharfer Salami und Bier. Das Essen nicht nur zum Trost, falls die Italiener verlieren. Wird so oder so eine gute Stimmung sein, und die Pizza ist fantastisch. Die Spiele finden auf einer Kellerwand in Grossprojektion statt. Einmalig auf jeden Fall. Für die Spanienspiele gehts natürlich nach Spanien in den Hogar Espanol (hinterm Bahnhof, Klubhausstrasse 3). Um den Fernseher rum ist wenig Platz, dafür ist die Stimmung umso besser, und: Man sieht die Spiele auch von der Bar aus. Stilecht. Und nachher oder auch parallel: Boquerones fritos. Und ein Glas Wein. Gute Stimmung, gutes Essen, kompetente Diskussionen: Das ist alles, was es braucht. Für die Spiele der Schweizer bleibe ich zu Hause. Wenn alle Hoffnungen auf nur zwei Spielern ruhen – Yakin und Frei –, kann das nicht gut rauskommen. Zu Hause kann man bei enttäuschenden Auftritten der Schweizer wenigstens die unsäglichen Schweizer-Fernseh-Experten-Spielanalysen per Knopfdruck ausschalten. Die Schweizer sind ohne Chance. Chapuisat beim Spielen zuzusehen, wird trotzdem eine Freude sein. Hoffentlich wird Spanien Europameister, wenn ich im Klubhaus sitze.
Matthias Kuhn

VERSTECKTE SCHÖNHEITEN AM SCHWARZEN MEER



Sewastopol macht es den Besuchern nicht leicht, seine Schönheiten zu entdecken. Mindestens eine Stunde suche ich schon das lokale Tourismusbüro, als mir ein Geschäftsmann den Tipp gibt: «Wenn wir überhaupt so etwas haben, dann muss es am Ploschad Uschakowa sein.» Tatsächlich finde ich beim zentral gelegenen Platz in einem Seitengässchen gut versteckt das Tourismusbüro, ohne Anschrift und nicht sehr einladend. Vorbei an einem bedrohlichen grauen Hund und verriegelten grauen Türen sitzt im hintersten grauen Büro des Hauses eine ebenso graue Frau namens Olga in einem grauen Kostüm und gibt sich Mühe, die letzten Reste postkommunistischen Charmes über die Zeit hinaus zu retten.

Touristische Informationen gehören für sie auch zwölf Jahre nach Zusammenbruch der Sowjetunion zu den gut behüteten Staatsgeheimnissen. Ich suche deshalb in der Bibliothek auf der anderen Seite des Ploschad Uschakowa nach Informationen. Aussen erinnert die Biblioteka Tolstoi mit ihren Säulen und Verzierungen an einen römischen Tempel, innen stapeln sich die Bücher bis zur Decke. Schnell finde ich ‹Die grossen Erzählungen› von Namenspatron Lew Nikolajewitsch Tolstoi, der darin über Sewastopol schreibt. Zugegeben nicht tagesaktuell – Tolstoi beschreibt die Zeit des Krim-Krieges von 1853 bis 1856 –, aber schön zu lesen.

Nur durch Zufall finde ich dagegen hinter hohen Bücherreihen versteckt die unauffällige Türe zu einem Internetcafé. Der kleine Raum mit sechs Computern ist in Sewastopol ein Geheimtipp: Eine Stunde im Internet ist mit 3.50 Griwna (80 Rappen) nur halb so teuer wie in kommerziellen Internetcafés. Bei einem durchschnittlichen Monatsgehalt von 100 Franken ein gewichtiges Argument. Zudem sind die kommerziellen Internetcafés lärmig, verraucht und stickig. Hier hört man beinahe den Cursor über den Bildschirm sausen, und in der Luft liegt nur ein Hauch von Parfum. «Extravagance» von Givenchy, um genau zu sein.

Eine bescheidene Côte d'Azur

Der Duft gehört zur 27jährigen Kunstgeschichte-Studjentka Elena, welche am Computer neben mir über den Maler Konstantin Iwanovitsch Gorbatow recherchiert. Ihr Studium finanziert Elena mit einem Fulltime-Job im einzigen Blumengeschäft Sewastopols. Trotzdem geht sie im Morgengrauen oft zu Fuss durch die halbe Stadt zur Arbeit und am Nachmittag in die Universität, um die 2 Griwna (46 Rappen) für das Marschrutki (Sammeltaxi) zu sparen. Extravaganzen wie ihr Parfum kann sich Elena nur leisten, weil ihre beste Freundin einen UN-Beamten in Genf geheiratet hat und druschba (Freundschaft) in Sevastopol ein Wert ist, der auch über 3000 Kilometer Entfernung hält.

Elena führt mich über die Ulitza Bolschaja Morskaja (Schwarzmeer-Strasse) quer durch die Stadt, was bis vor kurzem noch unmöglich gewesen wäre: Sewastopol ist seit 200 Jahren Sitz der russischen Schwarzmeerflotte und war deshalb eine «verbotene Stadt». Im Zweifelsfall schossen die Wachsoldaten, bevor sie nach der Sondergenehmigung fragten. Erst seit ein paar Jahren können Besucher aus dem Westen die Stadt erkunden, deren Schönheiten nicht nur wegen den stolzen Schiffen der legendären Schwarzmeerflotte sehenswert sind.

Dabei war Sewastopol vor rund 60 Jahren von der Welt aufgegeben worden. 249 Tage verteidigte sich die Stadt gegen die deutsche Wehrmacht. Hitler liess dafür das bis heute grösste, jemals auf der Welt gebaute Geschütz bauen: Die Dora-Kanone erforderte eine 500-köpfige Bedienungsmannschaft, alleine das Kanonenrohr war 32 Meter lang und jede Granate wog sieben Tonnen. In fünf Tagen verschoss die Wehrmacht 48 Granaten, dann war der Munitionsvorrat verbraucht und Sewastopol dem Erdboden gleich gemacht.

Drei Jahre nach dieser Vernichtungsorgie fand 1945 die Konferenz von Jalta statt, in deren Anschluss Winston Churchill das 90 Kilometer westlich gelegene Sewastopol besichtigte. Er war erschüttert über das Bild der absoluten Zerstörung und sagte zu Stalin, diese Stadt könne in fünfzig Jahren nicht wieder aufgebaut werden. Das weckte des Diktators Ehrgeiz, weshalb er das neue Sewastopol in nur fünf Jahren aufbauen liess.

Heute ist es ein gelungenes Beispiel stalinistischer Prunkarchitektur, auch wenn von den neoklassizistischen Häuserfassaden der Putz bröckelt. Die grosszügigen Boulevards und die Hafencafés mit den omnipräsenten Matrosen haben den Charme einer bescheidenen Côte d'Azur ohne mediterranes Verkehrschaos, ohne Supermärkte und Nobelboutiquen. Trotzdem – oder gerade deswegen – wollen viele der 340'000 BewohnerInnen von Sewastopol ihr Land verlassen.

So wie Elena, die allerdings differenziert argumentiert: «Wie soll ich glücklich werden, wenn ich zwei Arbeitsplätze haben müsste, um vom Lohn leben zu können?» Lebensmittel sind im Kaufkraftverhältnis mindestens zehnmal teurer als in der Schweiz, dasselbe gilt auch für Kleider und Schuhe. Anschaffungen wie eine Waschmaschine oder ein Staubsauger gehören bei diesen Relationen sowieso ins Reich der Träume.

Bilder: Jürg Vollmer

Vergangene und aktuelle Schönheit

Der Spaziergang durch die Innenstadt entlang der neoklassizistischen Bauten und Säulenpaläste endet in einem Café bei der Grafskaja Pristan (Gräfische Anlegestelle). Früher legten hier die stolzen Paradeschiffe der Schwarzmeerflotte an, heute nur noch kleine Ausflugsboote. Sie fahren Touristen zu den Kriegsschiffen und U-Booten, die als Zeugnisse eines untergegangenen Imperiums besichtigt werden können. Eine Hochzeitsgesellschaft macht Erinnerungsfotos und die Matrosen der Militärmusik spielen den Marsch dazu.

Die Djewuschka (Serviertochter) heisst Natalja und straft die Bärbeissigkeit der mausgrauen Angestellten im Touristenbüro Lügen. Mit ansteckender Fröhlichkeit serviert sie in einem bunten Sommerkleid den starken Café und freut sich ehrlich über das Kompliment und das Trinkgeld, mit welchem Elena und ich ihr Engagement und ihren Modegeschmack belohnen. Die meisten Schönheiten in Sewastopol muss man suchen, eine hingegen wird gepflegt: Die Frauen von Sewastopol kleiden sich mit ausgesuchter Raffinesse und unwiderstehlicher Lust an der Schönheit, obwohl sie oft nur drei Garnituren Kleidung haben und sich auf dezentes Make-up und wenig Schmuck beschränken müssen. Dafür tragen die Frauen unglaublich hohe Stöckelschuhe, welche die Gesetze der Physik im wahrsten Sinne des Wortes standhaft ignorieren.

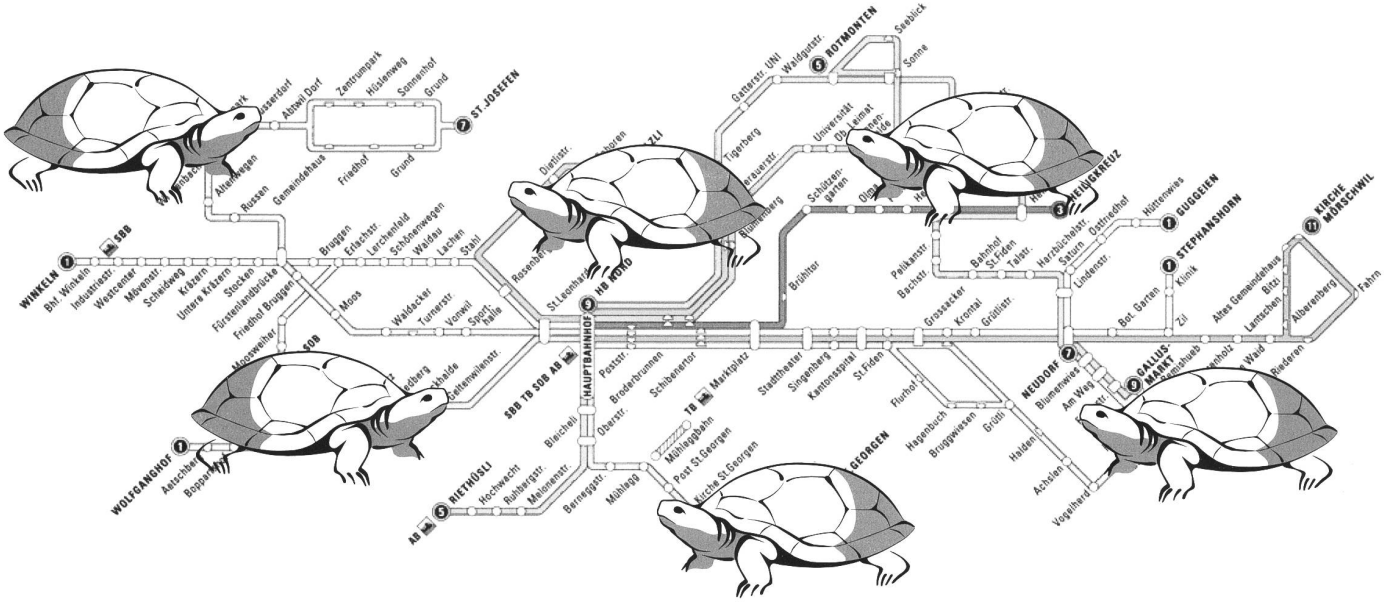
Die Studjentka Elena und die Djewuschka Natalja leben ihre Weiblichkeit aus und bewältigen gleichzeitig ein riesiges Arbeitspensum: Nach acht Stunden harter Arbeit im Blumengeschäft hetzt zum Beispiel Elena zur Universität und besucht dort die Vorlesungen, um am Abend zu Hause noch zu lernen. Heute allerdings engagiere ich die angehende Kunsthistorikerin als Fremdenführerin. Unterwegs im Bus Nr. 10 in den Westen von Sewastopol erklärt mir Elena, dass hier schon im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Griechen eine Stadt errichtet hatten, die sie Chersonnes (Halbinsel) nannten. Neben und nach den Griechen lebten in der Frühzeit Taurier und Goten in Chersonnes, natürlich die Römer, aber auch handeltreibende Venezianer und Genueser, Juden, Armenier, Mongolen, Türken und Tataren. Erst 1783 wurde die Krim von Russland übernommen. Fürst Grigorij Potemkin gründete damals neben Chersonnes eine neue Stadt, welcher er den griechischen Namen Sewastopol (Stadt des Ruhmes) gab.

Zusammen mit Elena klettere ich durch das gut erhaltene griechische Amphitheater und besichtige die traumhaft schön renovierte Wladimir-Kathedrale, die einst Ausgangspunkt für die Christianisierung Russlands war. Nur die Potemkin'schen Dörfer, mit denen der Fürst seiner Zarin Katharina II. den Wohlstand des neu annektierten Gebiets vortäuschte, suchen wir vergebens. Die Ernsthaftigkeit dieses Vorhabens hält sich allerdings in engen Grenzen. Auffallend ist, dass viele Ukrainer und Russen Chersonnes besuchen. Sie interessieren sich für ihre Kultur und Religion. Der Umgang mit den Kulturstätten ist aus wissenschaftlicher Sicht allerdings grobfahrlässig: Zwischen Wladimir-Kathedrale und Amphitheater graben sie in aller Seelenruhe mit Spaten nach antiken Fundstücken, während neben ihnen Bulldozer die Aushebungen für Ferienhäuser machen. Chersonnes erscheint deshalb seit 1996 jedes Mal auf der Liste der hundert am meisten bedrohten Kulturstätten der Welt.

Zum Glück keine Antwort

Es ist Abend, und der Hunger meldet sich. Eigentlich möchte ich Elena in ein Restaurant einladen, stattdessen lande ich bei ihrer Familie am Küchentisch. Auch hier blüht die Schönheit im Verborgenen: Das grosse Mietshaus sieht von Aussen mehr als nur baufällig aus, im Innern wird aber jedes Detail liebevoll gepflegt. Die Wände der Zweizimmerwohnung sind verschiedenfarbig verputzt, unzählige Topfpflanzen blühen, und im Wohnzimmer hängen hübsche Blumenbilder auf Seide. Während des köstlichen Nachtessens bestürme ich Elena und ihre Familie mit tausend Fragen: Wieso werden die Schönheiten der Hafenstadt versteckt? Wieso zieht die Fülle von historischen Kulturstätten und neoklassizistischer Architektur nicht mehr Kulturtouristen an? Wieso kommen keine Badegäste an die 38 wunderschönen Buchten der Stadt? Wieso ist Sewastopol eine Terra incognita? Keiner weiss darauf eine Antwort. Vielleicht ist es sogar besser. Dann bleibt Sewastopol länger die versteckte Schönheit am Schwarzen Meer.

Jürg Vollmer, 1962, arbeitete als Journalist, u.a. für die Tagesschau und das Deutsche Welle TV. Seit 2001 berät er von St.Gallen aus verschiedene Hilfswerke, die vor allem in Ostafrika und in der Früheren Sowjetunion (FSU) tätig sind, wohin er auch neben seiner Arbeit mit grosser Leidenschaft reist.



MORGENS AN DER HALTESTELLE

Direkt vor meiner Wohnung liegt eine Bushaltestelle. Diesem Umstand verdanke ich die ausgezeichnete Möglichkeit, unbemerkt ein seltsames Ritual beobachten zu können, das sich täglich wiederholt: Das Warten der St. Gallerinnen und St.Galler auf den Bus. Eine kleine Prozession kommt jeden Morgen heran gelaufen, und die meisten, von den jüngeren Schülern mal abgesehen, schreiten schweigend, halb ernst, halb müde zu dem kleinen Unterstand. Dort warten sie nebeneinander starren Blicks auf den Bus, und kein Auge findet sich. Gespräche scheinen um diese Uhrzeit geradezu verpönt zu sein.
Erst wenn das Brummen des Motors den nahenden Bus ankündigt, kommt Bewegung in die Gruppe, und sie treten – fast widerwillig – enger zusammen, um schnell diesen unwirtlichen Ort verlassen zu können. Nur Minuten später hebt sich der Vorhang für eine neue Aufführung des schon bekannten Schauspiels, und hätte man die Musse, so könnte man wohl eines jeden Morgens ein Dutzend solcher Vorstellungen erleben.

Zugegeben, diese Szene hat nichts Typisches, sie findet sich wahrscheinlich überall auf der Welt, wenn unausgeschlafene Menschen sich an Haltestellen öffentlicher Verkehrsbetriebe einfinden. Und doch passt das Bild nicht hierher. St.Gallen ist, das steht fest, keine Metropole, der Bus vor meiner Tür ist keine U-Bahn mit 120 Plätzen pro Waggon, wo der Einzelne in der Masse untergeht. Ich kenne ja schon jene, die morgens unten vor dem Fenster warten, nur vom Blick, den ich beim Hochziehen des Rollladens erhasche.

Da stehen zuerst die Rentner in Reih und Glied, sie klammern sich an ihre karierten Taschen und betrachten fast meditativ den Asphalt, gleich Zinnsoldaten mit weissem Haar. Zwischen ihnen bunte Schöpfe: Junge Leute, unterwegs zur Lehrstelle mit fleckigen Arbeitshosen oder zur Schule, mit voluminösen Rucksäcken. Zuletzt, am Rand der Gruppe, finden sich die Kofferträger ein, deren täglicher Weg wohl an einem Schreibtisch in einem Grossraumbüro endet. Es sind stets dieselben Menschen, und doch bleiben sie so still, als wären sie, einander unendlich fremd, unterwegs mindestens nach London oder New York, auch wenn alle Linien am Bahnhof enden.
Es ist eine grausame Ruhe, die über der Gruppe liegt, sie lastet schwer, und in den letzten Minuten vor der Ankunft des Busses drückt sie bis an mein Fenster hinauf – bis endlich der Busmotor ertönt und die Stille für Augeblicke zerrissen wird.

Warum muss diese Stadt bloss so ernsthaft sein? Sie ist überhaupt nicht gross, nicht böse, nicht gefährlich. Sie ist einfach nur ein schöner, kleiner, gut erhaltener Stadtkern mit relativ lang gezogenen Vororten, und ohne diese wäre sie ein kleiner Ort, fast ein Dorf. Ja, ein schöner Fleck, zwischen zwei Hügeln am Bodensee, mit einer zum grössten Teil unter die Erde verbannten Autobahn, damit auch nichts an dieser Idylle rüttelt. Nicht, dass ich spotte, im Gegenteil: Ich finde es schön, wenn Fahrraddiebstähle noch zweispaltige Artikel in der Presse wert sind. Und wenn man schon nach einer oder zwei Wochen völlig ausserstande ist, sich in dieser Stadt zu verlaufen, hat das einen ganz eigenen Wert.
Umso fragwürdiger erscheinen mir die unsinnigen Verhaltensweisen an der Bushaltestelle. – Was ist mit misstrauischem Warten auf den Niedergang von Recht und Anstand schon gewonnen? Die Idylle einer schönen, kleinen Stadt zuallerletzt. Vielleicht sollte man in diesem Sinn einfach mal seinen Nachbarn anlächeln, morgens, an der Bushaltestelle, und dann – wenn mal die Sonne scheint – eine kleine Unterhaltung beginnen. Man wüsste dann auch gleich, was man am nächsten Tag zu tun hat: Die Unterhaltung fortsetzen.

René Boucsein, 1983, Student und Italienfreund, ist auf dem Weg in den Süden in St.Gallen gestrandet. Für Saiten beschreibt er sechs Monate lang das Stadtleben aus der Sicht des Neuankömmlings.